

Des Kalendermanns Weltumschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **193 (1914)**

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374510>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Des Kalendermanns Weltumschau.

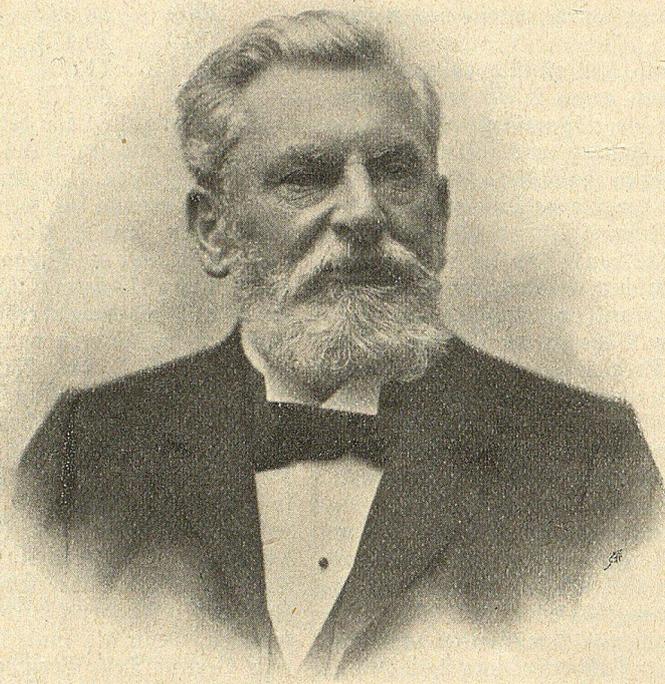
Grüß Gott, ihr lieben Leser des Appenzeller Kalender, und wie geht es euch? Hoffentlich gesund und wohl und im schönen Frieden. Und wer ein Kreuz zu tragen hat, der trage es, und denke dabei, daß einem der Herrgott nie mehr aufladet, als man tragen kann. Daß man dabei jedes Jahr älter wird, das spürt auch der Kalendermann. Er hat in der letzten Weltumschau über das Jahr 1911/12 geschrieben: „Es sieht in der großen Welt wieder einmal recht „gstrub“ und bedrohlich aus, und es ist ein „Zunderobst“ ohne gleichen. Zweimal ist Europa an der Schwelle eines Weltkrieges gestanden; der Haß unter den Menschen schwillt immer mächtiger an.“ So hat es damals geheißen, „und — so könnte jetzt der Kalendermann fortfahren — im Jahr 1912/13 war es noch viel ärger.“ Und weiter hat der Kalendermann wegen dem Durcheinander auf dem Balkan in der letztjährigen Umschau geschrieben: „Es ist, als sollte die Türkei zusammenbrechen.“ Als vorsichtiger Mann hat er aber beigefügt: „Soweit ist es aber wahrscheinlich doch noch nicht, Europa kann es nicht zulassen, weil der Zusammenbruch neue Gefahren für den Weltfrieden hätte.“ Würde der Kalendermann diesen Nachsatz weggelassen haben, so hätte er auf's Haar richtig prophezeit. So hat er doch nicht ganz in's Schwarze geschossen. Denn die Türkei ist unterdessen wirklich zusammengebrochen; eine Gefahr für den Weltfrieden ist der Zusammenbruch freilich auch gewesen und zwar eine so schwere, wie eine gleiche Zeit Menschengedenken nicht mehr da war. So, lieber Leser, und jetzt stecken wir schon mitten in den Ereignissen.

Eine alte Zigeunerin im Bärbiet soll einem dortigen Polizisten im Mai 1912 prophezeit haben: Das Jahr 1911 sei ein Glutjahr (Dürre) gewesen, das Jahr 1912 ein Flutjahr (Regen) und das Jahr 1913 werde ein Blutjahr sein. Zuerst schien es, als sollte die alte Hexe Unrecht bekommen. Nachdem die Marokkoweretter vorbei waren, glaubte man, es sei jetzt alles in guter Ordnung. Da — es war in der zweiten Hälfte August letzten Jahres — gab es plötzlich finsternes Gewölk und Wetterleuchten am politischen Himmel, wie vor einem recht schweren Augustgewitter. In einer Rede im Parlament sagte nämlich zu jener

Zeit der österreichische Minister des Auswärtigen, der Graf Berchtold, Europa stehe vor so ernsten Ereignissen wie noch nie. Alle Welt zuckte auf und fragte erschreckt, was denn eigentlich los sei. Man sollte es rasch erfahren. Bald wurde nämlich bekannt, daß unter der direkten Bevaterschaft Rußlands die vier christlichen Staaten auf der Balkanhalbinsel: Bulgarien, Serbien, Montenegro und Griechenland unter dem Namen Balkanbund ein Bündnis abgeschlossen

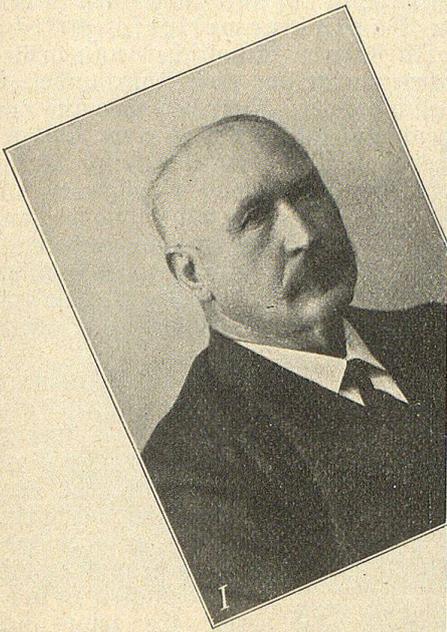
hatten, das anscheinend nur ein Bund zur energischeren Wahrung der Interessen dieser Staaten gegenüber der Türkei und anderen Staaten, sowie zum mehreren Schutze ihrer Stammesangehörigen in der Türkei sein sollte, in Wirklichkeit aber ein direktes Kriegsbündnis gegen die Türkei war. Und rasch sickerte auch durch, daß die vier verbündeten Staaten schon den gemeinsamen Kriegsplan gegen die Türken fertig in der Tasche hätten und zugleich den Vertrag, wie sie nachher das türkische Land unter sich verteilen wollten.

Jetzt wurden die Großmächte lebendig, eben weil sie befürchteten, wenn es auf dem Balkan zu brennen anfänge, der Brand viel weiter greifen würde. In Wien rief der Minister des Aus-



Ständerat und alt Landammann J. J. Hohlf.

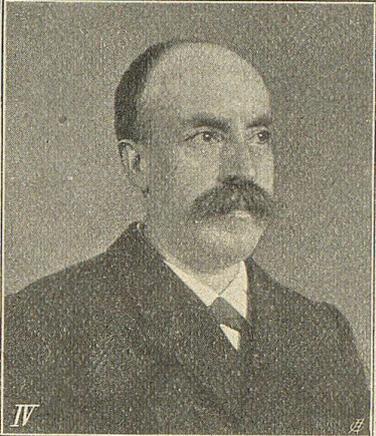
wärtigen: „Halt! Ihr Kleinen da unten am Balkan habt Ruhe. Wenn ihr gegen die Türkei Krieg macht, bekommt ihr von derselben nur fürchterliche Prügel, denn sie ist militärisch viel stärker als ihr alle miteinander. Und selbst wenn ihr siegen solltet, was ja ganz undenkbar ist, nützt es euch erst noch nichts, denn wir, die Mächte, werden es nie gestatten, daß ihr der Türkei auch nur einen Quadratkilometer Land wegnehmt.“ So tönte es von Oesterreich her, so von Deutschland und Italien, so von Frankreich und England, und Rußland tat scheinbar auch so. Sein Minister des Auswärtigen, Safanow, reiste nach London, Paris und Berlin und versicherte jedem, der es hören wollte, die Sache sei gewiß nicht so gefährlich; die Kleinen am Balkan würden schon Raifon annehmen; wenn es aber doch zum Kriege kommen sollte, so solle man sie den Span mit der Türkei hübsch allein ausfechten lassen. Die Mächte sollten neutral bleiben — meinte der Safanow — damit aus dem einen Kriege nicht ein allgemeiner werde. Nach dem Kriege könne man viel



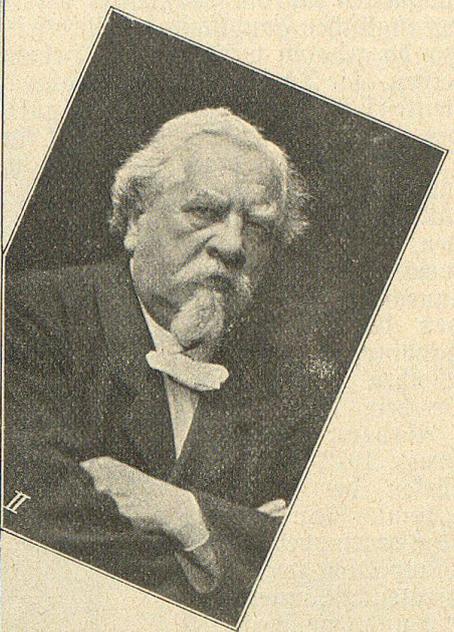
I. Nationalrat S. Hauser †
Mifferswil (Zürich).



II. Landamm. Kaiser †, St. Gallen.



III. Nationalrat Dr. Ed. Sulzer-
Ziegler †, Winterthur.



IV. Prof. Dr. S. Seierli †, Zürich.

besser mit den Kleinen reden, sie seien dann windelweich. So sprach der aalglatte Herr Sasanow überall.

Aber die Kleinen nahmen keine Raison an, was der schlaue Russe zwar zum Voraus wußte. Sie mobilisierten anfangs Oktober ihre Armeen und stellten zusammen über 700,000 Mann auf die Füße. Um Mitte Oktober erklärten sie der Türkei den Krieg und der blutige Tanz begann. Die Türkei rührte keinen Finger, den Krieg zu verhüten. Im Gegenteil, sie sah ihn gerne und erklärte hochmütig, sie bedaure bloß, die Verbündeten so fürchterlich zusammenhauen zu müssen, daß sie nachher für geraume Zeit gerne stille seien. Die der Türkei befreundeten Mächte, hauptsächlich Deutschland und Oesterreich, glaubten ein gleiches und erwarteten mit Sicherheit, die Türken würden dem Balkanbund und damit dem Kriege rasch den Garaus machen. Selbst die Freunde des Balkanbundes, wie Rußland und Frankreich, waren in Sorge um die Balkanverbündeten. Denn der Glaube an die militärische Ueberlegenheit der Türkei war allgemein.

Es kam aber ganz anders. Die Leser des Appenzeller Kalenders haben die einzelnen Kriegsbegebenheiten bis zum Ueberdruß in den Zeitungen verfolgt. Der Kalendermann braucht sie ihnen nicht noch einmal aufzuzählen. Es war ein furchtbar wilder, grausamer und blutiger Krieg, ein wahres Mähen von Menschenleben. Und was an Mordbrennereien und sonstigen Greueln an der Landbevölkerung, an Männern, Frauen und Kindern, besonders von den Banden oder den Freischärlern der Türken und auch

der Balkanverbündeten verübt wurde, schreit zum Himmel, es war bestialisch und teuflisch. Aber ehe zwei Monate um waren, waren die Türkenheere auf der ganzen Linie geschlagen, geschlagen von den Bulgaren bei Kirkilisse, Güle-Burgas und anderwärts, von den Serben bei Rumanowo, Koffowo, Uesküb u. s. w., geschlagen von den Griechen und Montenegrinern — verjagt aus den Provinzen Thrazien, Mazedonien und Thessalien, verjagt aus einem Großteil von Albanien und aus dem Sandschat Novibazar — ihre Armeen vernichtet und ihre Generale gefangen. Die so stark gewöhnte Militärmacht der Türkei war zusammengebrochen. Und wie es von der Katastrophe der großen Franzosen-Armee von 1813 in Rußland im Liede heißt: „Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen,“ so konnte man jetzt von den türkischen Armeen sagen. Die bulgarische Armee stand bereits vor der Tschadaldschalinie, dem letzten Bollwerk vor Konstantinopel. Hinter dieser Linie waren die Trümmer der türkischen Armee und in ihren Eingeweiden wühlte die Cholera in fürchterlicher Weise, wütete der Hunger. „Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen.“

Um nicht auch noch Konstantinopel zu verlieren und damit ganz aus Europa hinausgeworfen zu werden, suchte die Türkei nunmehr Frieden zu bekommen. Am 1. Dezember 1912 kam ein Waffenstillstand zwischen der Türkei und Bulgarien, Serbien und Montenegro zustande, dem sich nur Griechenland nicht anschloß. Am 16. Dezember begannen die Friedens-

verhandlungen zwischen den Delegierten der kriegsführenden Staaten in London und gleichzeitig sammelten sich die Botschafter der Großmächte in der englischen Hauptstadt, um ihrerseits dem Frieden, der da geboren werden sollte, Hebammendienste zu leisten. Die Türken erwiesen sich aber bockig und verweigerten sich bei den Verhandlungen auf die Beteuerung des österreichischen Ministers des Auswärtigen im Oktober des Vorjahres, daß die Mächte dem Balkanbunde auch im Siegesfalle nicht gestatten würden, der Türkei irgendwelche Territorien wegzunehmen, und so wurden die Friedensverhandlungen nach wenig Wochen wieder abgebrochen.

Als dann anfangs Februar 1913 die Jungtürken die friedlicher gesinnte Regierung in Konstantinopel unter Ermordung zweier verdienstvoller Männer stürzten und eine kriegerisch gesinnte Regierung an deren Stelle setzten, brach der Krieg von Neuem los. Die Türken verloren dabei auch noch den Rest, den es — Konstantinopel ausgenommen — für sie überhaupt noch zu verlieren gab: anfangs März eroberten die Griechen die Festung Janina und nahmen Essad Pascha mit 36,000 Mann gefangen, am 26. März die Bulgaren Adrianopel und machten Schüfri Pascha mit 45,000 Mann zu Gefangenen und bald darauf bemächtigten sich die Montenegriner der Festung Skutari. Jetzt hatte die Türkei alles in Europa verloren, was außer Konstantinopel und seiner aller nächsten Umgebung lag. Nun mußte sie Frieden machen. Die Friedensverhandlungen wurden in London neuerdings aufgenommen und führten am 30. Mai zu einem Vorfrieden, worin die Türkei den Siegern alles abtrat, was sie besetzt hielten. Zum definitiven Frieden aber kam es nicht, weil unter den Verbündeten jetzt selber böser Streit über die Verteilung der eroberten Gebiete ausbrach. Ehe der Kalendermann über diesen Punkt weiteres berichtet, hat er noch bei anderen Dingen zu verweilen.

Mit dem Verlaufe des Krieges und dem Vorfrieden in London hat die Türkei aufgehört eine europäische Macht zu sein. Ihr europäischer Besitz erstreckt sich inskünftig lediglich noch auf das Gebiet von Kon-

stantinopel mit ungefähr $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern. Der Halbmond, vor dem vor 200 Jahren noch ganz Mitteleuropa zitterte, ist auf unserem Erdteil in den Staub gesunken. Das ist eine weltgeschichtliche Wandlung. In unseren katholischen und protestantischen Kirchen wurde vor zwei Jahrhunderten noch allsonntäglich gebetet: „Herr bewahre uns vor Türkennot.“ Heute sind die Türken zu einer Null geworden in Europa. Solche weltgeschichtliche Kata-

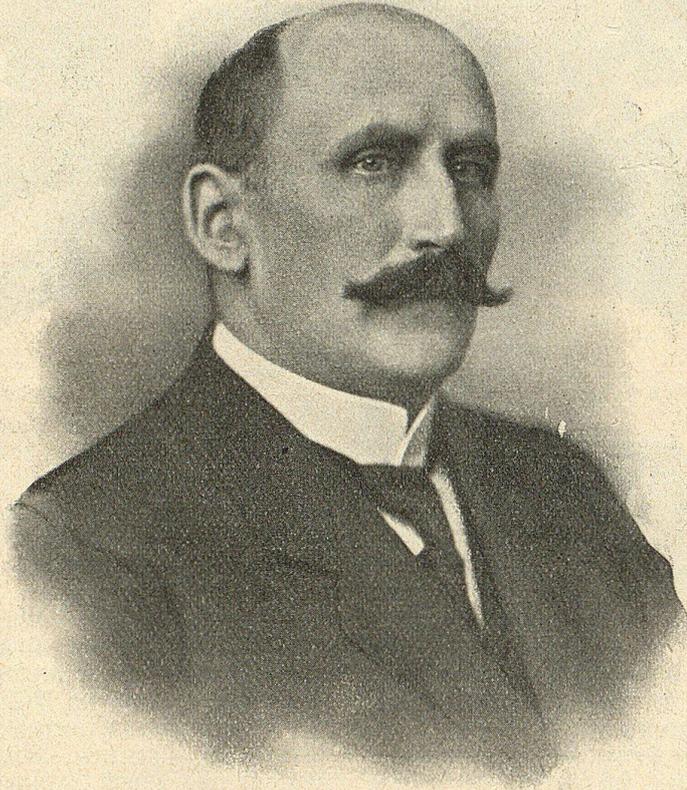
strophen vollziehen sich aber nicht, ohne den ganzen europäischen Staatenkörper in's Wanken und Beben zu bringen. Wir haben es erfahren müssen.

Bis zum Ausbruch des Krieges schienen alle Großmächte — wenigstens bis auf Rußland — ehrlich bestrebt, denselben zu verhüten. Nachdem er aber losging, da fieng es an mit dieser Einigkeit zu hupern. Es zeigte sich bald, daß Rußland und Frankreich fest zusammenhielten, und daß England eher auf diese Seite neigte. Auf der anderen Seite waren Österreich und sein Verbündeter Deutschland, während Italien anfänglich eine schwankende Haltung einnahm. Die Sache stand nun so, daß Österreich und

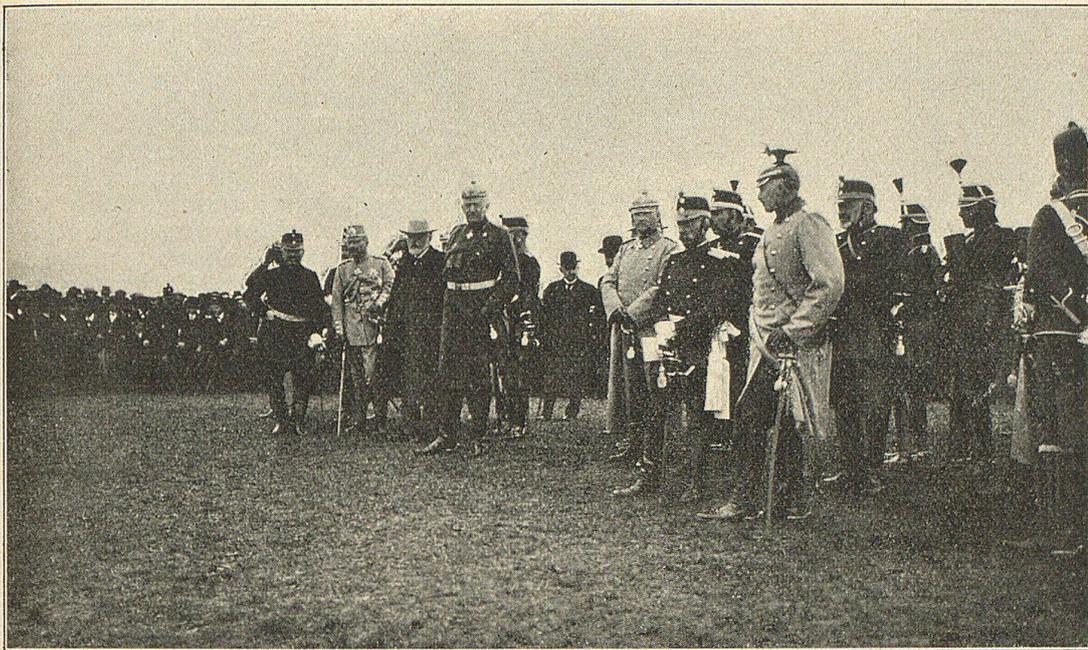
Rußland einander scharf auf die Finger sahen: Österreich wollte nicht gestatten, daß Rußland seinen Schützlingen, den Balkanverbün-

deten, irgendwie helfe, und Rußland ließ Österreich wissen, daß es nicht etwa gegen die letzteren etwas Feindliches unternahme, wenn es nicht Krieg wolle. Unter Führung Frankreichs brachte man es aber doch zustande, daß die Großmächte ihre Neutralität gegen über dem begonnenen Kriege erklärten, mit dem Beifügen freilich, daß die Sache von ihnen dann nach dem Kriege „verkernlet“ würde. Die Neutralität von Rußland war aber eine solche der „Stricherli“ für die Balkanverbündeten und mit bösen Blicken gegenüber den Türken, während umgekehrt die Neutralität Österreichs honigsüß für die Türkei und mit geballter Faust gegen die Balkanverbündeten war. Das war nun insofern noch nicht bedrohlich.

Gefährlich wurde die Sache erst, als die Türkei wider alle Erwartungen Österreichs und Deutschlands eine schreckliche Niederlage um die andere erlitt.



Bundesrat Dr. Calonder.



Bilder
vom Besuch des
deutschen Kaisers
in der Schweiz
1912.

Nebenstehend:
Auf dem Manöver-
felde bei Kirchberg.

Unten:
Der Empfang in
Bern.



Oesterreich sah sich in allen seinen Erwartungen getäuscht, und war auf einmal in eine Lage geraten, die es als gefährlich für sich selbst betrachten mußte. Es sah sich infolge der Niederlagen der Türkei einem stark vergrößerten Serbien und noch stärker vergrößerten Bulgarien gegenüber, die im Gefolge der russischen Politik marschieren würden. Es mußte mit einer russisch-serbisch-bulgarischen Umklammerung im Osten und Süden seiner Grenzen rechnen und mit dem Verluste seines bisherigen Einflusses auf dem Balkan. Zudem mußte es mit Schrecken sehen, wie sich seine slavischen Völker in Dalmatien, Kroatien und Böhmen auf die Seite Serbiens stellten und befürchtete von einem verstärkten Serbien einen Heerd ewiger Slaven-Unruhen im eigenen Lande. Jetzt begann es österreichische Drohungen an die Balkanverbündeten nur so zu regnen. Und als diese nicht fruchteten, fieng Oesterreich an, Truppenmassen an seine südliche und östliche Grenze zu werfen. Rußland hatte aber in der Voraussicht der Dinge, die da kommen würden, ein Gleiches schon vorher getan. So kam es, daß im November 1912 eine österreichische Armee von ungefähr 800,000 Mann an der russisch-serbischen Grenze stand, und eine noch stärkere Armee

Rußlands in den russisch-österreichischen Grenzdistrikten, beide Armeen bereit, jeden Tag auf einander loszustrürzen. Gieng es aber zwischen diesen beiden los, dann hätte es in ganz Europa gekracht. Frankreich machte keinen Hehl daraus, daß es auch los schlagen würde, wenn Oesterreich das ihm verbündete Rußland angreife. Deutschland ließ bedeuten, daß derjenige es mit ihm zu tun bekäme, der Oesterreich angreifen würde. England ließ wissen, daß es in diesem Falle seine Freunde, Rußland und Frankreich unmöglich im Stiche lassen könnte. Zu guter Letzt erklärte auch noch Italien, daß es mit seinen bisherigen Verbündeten, Deutschland und Oesterreich, den Bündnisvertrag wieder erneuert habe. So war das Spiel für einen europäischen Krieg in schauerlicher Weise gemischt. Das erneute Einschwenken der Italiener in den Dreibund kam so: Wohl waren Italien und Oesterreich infolge des türkisch-italienischen Krieges von 1911 in ein Verhältnis wie Hund

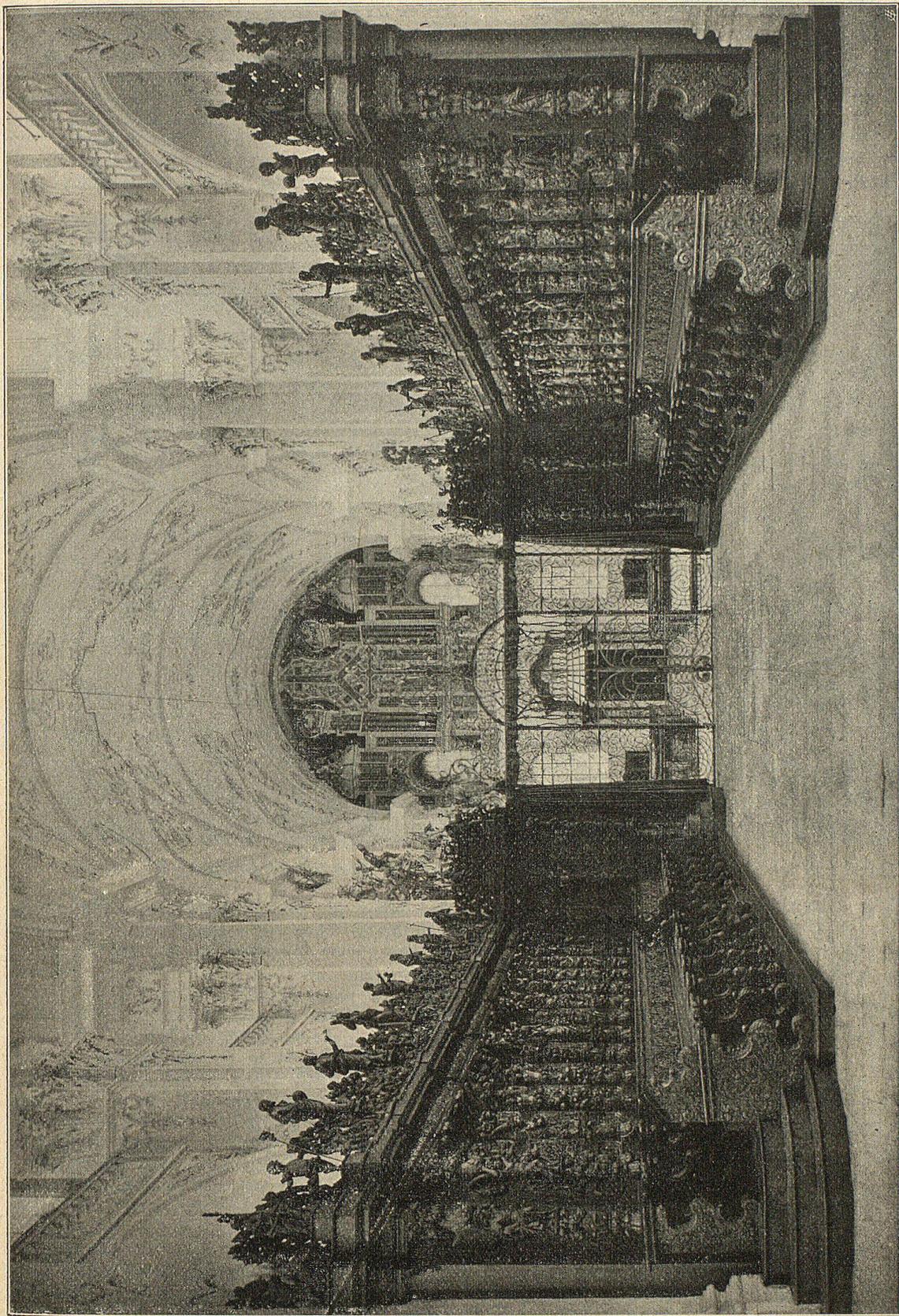
und Kaz zu einander gekommen. Je mehr nun aber die siegreichen Serben und Griechen gegen das adriatische Meer vorrückten, sah Italien seine Zukunftspläne bezüglich desselben bedroht und fand, daß es genau das gleiche Interesse habe, dem Balkanbund das Spiel zu verderben, wie Oesterreich. Die Diplomaten sagen dem „die gleiche Interessenpolitik.“

Während Oesterreich mit Rußland wie gemeldet die allgemeine militärische Lage zuspitzten, schoben Oesterreich und Italien auch noch einen bösen Haken in die diplomatische Lage. Der Kalendermann hat schon früher gesagt, daß der Balkanbund für den Siegesfall den größten Teil der europäischen Türkei bereits fix und fertig unter sich verteilt hatte. Darnach hätte Bulgarien Thrazien und den Großteil von Mazedonien erhalten, Serbien den Großteil von Albanien, das Sandschak Novibazar und einen Teil von Mazedonien, die Griechen Thessalien und Südalbanien und die Montenegriner das nördlichste Albanien, sowie einen kleineren Teil des Sandschak. Oesterreich hatte längst eingesehen, daß sein anfänglicher Standpunkt, wonach die Balkanverbündeten auch im Siegesfalle der Türkei keinen Quadratkilometer Land wegnehmen dürften, nicht mehr aufrecht zu halten sei. Dafür brachte es nun, von Italien lebhaft unterstützt, einen neuen Plan auf's Tapet. Es sagte: „Gut, wir sind dabei, daß der Balkan den eingeseffenen Balkanvölkern gehören soll. Aber auch die Albanesen sind ein solches Balkanvolk, das älteste sogar. Wir verlangen darum Albanien für die Albanesen, mit anderen Worten ein selbständiges Fürstentum Albanien und werden das Zustandekommen desselben wenn nötig mit Waffengewalt durchsetzen.“ Die Albanesen sind ein noch fast wildes, räuberisches Bergvolk, das jede Kultur haßt und in ewigen Stammesfehden unter sich lebt. Zur großen Mehrheit bestehen sie aus Mohammedanern; die christliche Minderheit besteht zum größeren Teil aus Griechisch-Katholiken und zum kleineren aus römischen Katholiken. In einem waren sie aber stets einig, in einem blutigen Haffe gegen Griechen, Serben und Bulgaren. Die österreichisch-italienische Rechnung mit einem selbständigen Albanien war folgende: Zum ersten war damit der ganze Beuteverteilungsplan der Balkanverbündeten, den Rußland genehmigt hatte, über den Haufen geworfen. Serbien kam damit um das Beste der ihm zugeteilten Beute und dazu auch um den heiß ersehnten eigenen Hafen am adriatischen Meere, den Griechen wurde Südalbanien abgedrückt und den Montenegrinern das Ziel ihrer Wünsche, Skutari. Zum zweiten war die Teufelsaat der Zwietracht unter die bisher einigen Balkanverbündeten gesät. Und drittens hatte man mit einem selbständigen Albanien, das unter österreichisch-italienischen Schutz zu stellen geplant war, eine Mine im Rücken der Serben und Griechen gelegt, die man jederzeit zum explodieren bringen konnte. — Der Plan war fein — aber ehrenhaft war er nicht. Rußland war wütend über die neue österreichisch-italienische Forderung. Oesterreich erklärte aber rundweg: Lieber Krieg als daß wir hier nachgeben. Und jetzt hieng der Friede Europas wochenlang nur noch

an einem Faden, der jede Stunde zu reißen drohte. Alles war kriegsbereit.

Aber es kam die Entspannung. So treu auch Deutschland Oesterreich zur Seite stand, es mahnte doch in Wien energisch von zu viel Hitze ab. Anderseits besorgte England das gleiche verdienstliche Amt bei Rußland. Besondere Mühe gab sich der Kaiser Wilhelm. Er brachte es beim russischen Kaiser zustande, daß dieser sich bereit erklärte, einen Friedensbrief vom Kaiser von Oesterreich entgegen zu nehmen. Der greise Kaiser Franz Joseph tat dem Frieden zu Lieb den Schritt, der eigentlich doch eine kleine Demütigung für ihn war. Er schrieb dem Zar in Rußland einen langen Brief, worin er an die furchtbare Verantwortung erinnerte, wenn es zum Kriege kommen müßte, ferner mahnte, die Interessen Oesterreichs auch zu respektieren, und endlich andeutete, beide Staaten sollten wenigstens einen Teil der Truppen an den Grenzen zurückziehen. Der alte Kaiser hatte das Opfer nicht umsonst gebracht. Rußland willigte in den Plan eines selbständigen Albanien ein, während Oesterreich einer Vergrößerung der Balkanverbündeten innert diesem Rahmen zustimmte, und beide Staaten begannen mit der Demobilisierung ihrer Armeen. Europa konnte wieder aufatmen. Das europäische Kriegsgespinnst, das wochenlang gespuckt und Handel und Wandel um Riesensummen von vielen hundert Millionen geschädigt hatte, war gebannt.

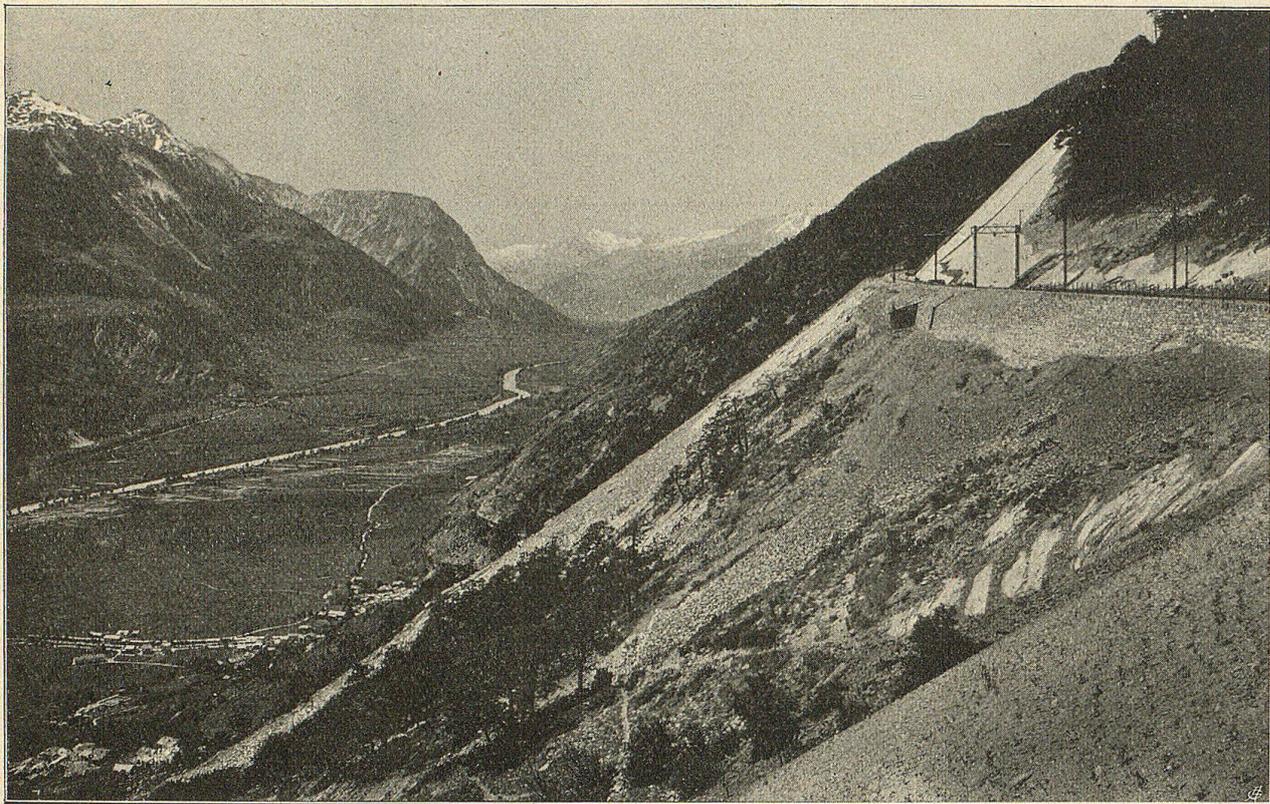
Ein Gutes hatte aber diese schreckliche Zeit des Hangens und Bangens auch. Im ehrlichen Bemühen, einen Weltbrand zu verhüten, haben sich England und das deutsche Reich wieder gefunden. Es ist nun eine englisch-deutsche Freundschaft in den Wegen, die die mächtigste Garantie für den Weltfrieden sein würde. Neben diesem Guten kommt aber auch etwas weniger Gutes. Die deutschen Staatsmänner sagten sich, daß durch die Neugestaltungen auf dem Balkan Oesterreich für das deutsche Reich nicht mehr den gleichen Wert als Verbündeter habe wie bisher, denn nun hätte es im Falle eines europäischen Krieges genug mit sich selber zu tun. Wollte darum Deutschland seine bisherige Stellung in Europa nicht schwächen, so müsse es seine Armee derart verstärken, daß sie es im Notfalle allein mit Frankreich und Rußland zugleich aufnehmen könne. Der Gedanke wurde zur Tat. Es wurde eine neue deutsche Armeevorlage geschaffen, welche das deutsche Heer auf einen Schlag um ein paar Armeekorps verstärkt und eine einmalige Ausgabe von 1250 Millionen Franken erforderte, die Millionen, die noch jedes Jahr nachkommen, nicht gerechnet. Nun beeilten sich Frankreich und Rußland, auch ihre Heere zu vermehren, Frankreich, indem es die dreijährige Dienstzeit für seine Rekruten einführte. Italien und Oesterreich werden wohl oder übel in Bälde ebenfalls mit Heeresverstärkungen auf den Plan zu treten haben. Nachher kommen dann die kleineren Staaten an die Reihe, zuletzt wohl auch — die Schweiz. So bedeutet dieser heillose Krieg eine schwere Mehrbelastung der Völker. Wann wird es damit einmal genug sein? Zum völligen Erdrücken darf es mit den Militärlasten doch auch nicht kommen.



Das Chorgestühl im Kloster St. Urban. Das aus dem 18. Jahrhundert stammende, von den Solothurner Mönchen Frölicher, Urs Füg, Büchel u. a. in Eichenholz geschnitzte Bildwerk mit prächtigen Reliefs, Darstellungen aus der biblischen Geschichte, ist nach der Aufhebung des Klosters mit anderen Kunst- historischen Werken um billiges Geld veräußert worden. Jahrzehnte lang blieb dieses prächtige Erzeugnis schwedischen Kunsthandwerks verschollen. Im Jahre 1891 entdeckte es der nachmalige Landesmuseumsdirektor Angli auf Schloß Dupplin Castle in England und es gelang ihm, dasselbe zu verhältnismäßig bescheidenem Preise durch Vermittlung der Gottfried Keller-Stiftung für die Eidgenossenschaft zu erwerben. Nun steht das barocke Monumentalwerk wieder an seinem alten Standort in der schönen ehemaligen Klosterkirche von St. Urban, bewundert von zahlreichen Freunden schweizerischer Kunstgeschichte.

Jetzt muß der Kalendermann aber wieder auf den Vorfrieden in London zurückkommen. Die Türkei hat dort schließlich dem Balkanbund alles abgetreten, was er verlangte, ohne sich daren zu mischen, wie dieser die Beute unter sich verteile. Das war gescheit von den Türken. Aber jetzt zeigte sich auch, wie böse der Hafen war, den Oesterreich und Italien mit dem selbständigen Albanien in das Fleisch des Balkanbundes gesteckt hatten. Schon in den Verhandlungen

nach hatten die Bulgaren recht; aber so handelt man nicht in einem solchen Falle unter Brüdern. War es schon auf der Londoner Konferenz zu wüstem Hader unter den Verbündeten gekommen, so nachher erst recht. Wohl suchte Rußland zu vermitteln. Aber es half nichts. Die Bulgaren blieben hartnäckig. Sie hielten sich militärisch Serbien, Griechenland und Montenegro weit überlegen. So kam es Ende Juni zu einem neuen Kriege, diesmal unter den Ver-



Partie von der Lößbergbahn bei der Station Hohtem und Blick ins untere Rhonetal.

in London kam es zwischen den Abgeordneten der Balkanverbündeten zu bitterem Streit wegen der Beute. Er wurde schließlich so erbittert, daß die Abgeordneten von London abreisten, ehe der definitive Friedensvertrag zum Abschluß kam.

Dies kam also: Wie schon berichtet, kamen durch die von den Mächten schließlich Oesterreich und Italien zugestandene Schaffung eines Fürstentum Albanien Serbien, Griechenland und Montenegro um das Beste der ihnen im Bündnisvertrag vertraglich zuerkannten Beute, während Bulgarien davon unberührt blieb. Jene verlangten jetzt von Bulgarien, daß es nach Recht und Billigkeit nun den anderen Verbündeten etwas von den ihm zugesprochenen Gebieten abtrete, nachdem diese letzteren der Mächte wegen nicht auf ihre Rechnung gekommen seien. Aber die Bulgaren erklärten hochmütig: „Das geht uns nichts an, wir halten uns an den Vertrag. Daß ihr anderen nicht bekommt, was der Vertrag für euch vorsah, ist nicht unsere Schuld.“ Dem Buchstaben

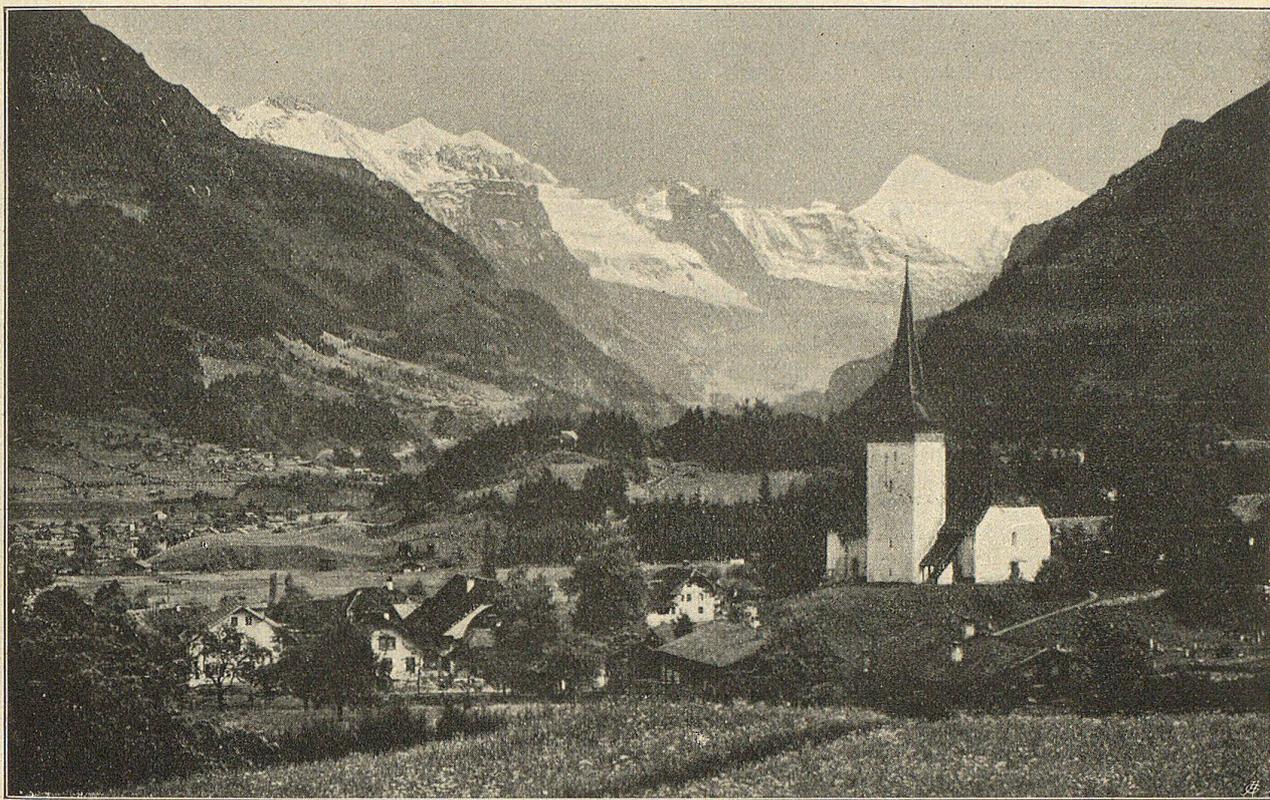
bündeten selber, auf der einen Seite die Bulgaren, auf der anderen die verbündeten Serben, Griechen und Montenegriner. Der Kriegsschauplatz war diesmal Mazedonien.

Noch tobt der Kampf, während der Kalendermann diese Zeilen schreibt. Brachte der erste Balkankrieg eine allgemeine Ueberraschung mit dem militärischen Bankrott der Türkei, so der zweite Balkankrieg eine solche mit dem militärischen Zusammenbruch Bulgariens. Man hatte fast sicher mit einem Siege der Bulgaren gerechnet. Statt dessen sind sie von einer Niederlage um die andere betroffen worden, geschlagen von den Serben, geschlagen von den Griechen. Unglückliches Land: Schon der erste Balkankrieg hat es an 100,000 Mann gekostet, der zweite wieder so viel. Bulgarien ist ein männerloses Land, ein Land der Witwen und Waisen, der Greise und Knaben geworden. Nicht durch die Schuld des Volkes, auch nicht durch die Schuld des Königs, sondern durch die Schuld kriegsdurstiger Generale und machthungriger

Politiker. Nicht genug am Unglück seiner Armeen in Mazedonien, hat in der zweiten Woche Juli auch noch Rumänien den Bulgaren den Krieg erklärt und ist mit einer großen Armee von Norden her in das Land eingebrochen, das sich nicht mehr wehren kann. Kriegsgrund hatte Rumänien eigentlich keinen. Es will nur kein noch stärkeres Bulgarien als Nachbar. Der Ueberfall Rumäniens ist eigentlich eine abscheuliche Tat. Damit der Kelch des Unheils für Bulgarien voll

bedeuten. Der Kalendermann nimmt nun Abschied vom Balkan. Er ist ausführlich geworden. Aber er fühlte sich verpflichtet, zu zeigen, wie die Dinge zusammenhängen und wie die Fäden ineinandergreifen. Und vergesst nicht, verehrte Leser: es handelt sich da um weltgeschichtliche Dinge. Ein neues Kapitel Geschichte hat begonnen. Dagegen erscheint das andere klein. Ihr werdet es selber auch sagen.

Das deutsche Reich stand in den letzten Monaten



Frutigen, der Anfangsort der Lötschbergbahn, gegen das Kandertal und Blümlisalp und Aletsch gesehen.

werde bis zum Ueberlaufen, rückte Mitte Juli auch noch das Türkenheer von Tschadaldscha gegen die Bulgaren vor, und es hat ihnen das so blutig erstrittene Adrianopel und die Provinz Thrazien fast ohne Schwertstreich wieder abgenommen. Aber die Türken werden diese Beute wieder herausgeben müssen.

So ist der Hexensabbath auf dem Balkan größer als je. Wie er zum endgültigen Austrag kommen wird, weiß zur Stunde kein Mensch, auch der Kalendermann nicht. Eines hat sich auch im zweiten Balkankrieg bestätigt, daß nämlich der Hochmut vor dem Falle kommt. Bulgarien hat es furchtbar am eigenen Leibe erfahren. Noch Mitte Juni prahlten seine Politiker und Generale, den ganzen Balkan in die Tasche zu stecken. Und jetzt? Was ist aus den Siegern von Kirkilisse, Lüle-Burgas und Adrianopel geworden? Fast wäre man auch da versucht zu sagen: „Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen.“ Ein Glück, daß diese neuen Kriegswirren auf dem Balkan keine Gefahr für den Weltfrieden

im Zeichen der Jubiläumsfeiern und der schon erwähnten Wehrvorlage. Am meisten Schmerzen machten bei der letzteren die Beschaffung der erstmaligen Kosten von 1¼ Milliarde. Sie erfolgte in Form einer einmaligen Erhebung einer außerordentlichen Vermögenssteuer, wobei die großen Vermögen schwer schwitzen mußten. Doch diese können es ja, ohne dabei mager zu werden. Dazu kam Feste über Feste. Zuerst im Frühjahr die Jahrhundertfeier des deutschen Freiheitskrieges von 1813, welcher die Deutschen vom eisernen Joche Napoleons I. befreite. Am 15. Juni begannen dann die Feierlichkeiten zu Ehren des 25-jährigen Regierungsjubiläums des Kaisers Wilhelm. Deutschland ehrte in ihm den Herrscher, der das Reich zu einer Weltmacht emporhob und die mächtige deutsche Flotte schuf, Europa den Friedenskaiser. Kaum war der Jubiläumsjubel verstummt, gab es am deutschen Kaiserhof großes Hochzeitsleben. Der Kaiser verheiratete sein einziges Töchterlein, die Prinzessin Viktoria Louise an den jungen Prinzen Ernst

August von Braunschweig. Der ist ein Enkel des blinden Königs Georg von Hannover, den Preußen nach dem Kriege von 1866 entthronte und dessen Land es anektierte. Seither herrschte bitterer Groll zwischen den Häusern Hohenzollern und Hannover oder den Welfen; die Familie Hannover stammt nämlich vom alten deutschen Kaisergeschlecht der Welfen ab. Mit dieser Hochzeit gab es nun wieder eine Ausöhnung zwischen den beiden Häusern, die demnächst dadurch gekrönt wird, daß der kaiserliche Schwiegerjohn auf den Herzogsthron von Braunschweig erhoben wird, auf den er als Welfensproß übrigens erberechtigt ist. So dichtet das Leben Romane. Der Zwist der Alten endet mit einer Hochzeit der Jungen, nur gibt es nicht immer noch eine Herzogskrone als Nachschick. War es in Preußen ein Hochzeitjahr, so dafür für Bayern ein Trauerjahr. Im Alter von 91 Jahren starb dort der Prinzregent Luitpold, ein braver Herrscher. An seine Stelle trat sein 67 Jahre alter Sohn, der Prinz Ludwig. Wir Schweizer verehren im neuen Prinzregenten einen treuen Freund einer schweizerischen Ostalpenbahn und den unentwegten Förderer der kommenden Rhein-Bodensee-Schiffahrt, die uns billigere Getreide-, Metall- und Kohlenfrachten und als Wasserstraße vom Bodensee bis ans Meer einen neuen, gewaltigen Verkehr bringen wird.

Die Italiener können sich ihrer Eroberung von Tripolis in Afrika noch immer nicht recht freuen. Wohl haben sie das Land den Türken glücklich abgewackt, aber die eingebornen Araber zetteln einen Aufstand um den andern an, was immer neue Menschenleben und erst noch viel Geld kostet. Dies Jahr tritt ein neues italienisches Wahlgesetz in Kraft, nach welchem nun auch diejenigen Bürger wählen dürfen, die nicht lesen und nicht schreiben können, und deren hat es in Italien noch eine gewaltige Menge. Man ist nun gespannt darauf, wie die kommenden Wahlen in die italienische Volksvertretung ausfallen, nachdem auch diese Bürger sich an den Wahlen beteiligen.

Die Franzosen haben mit dem Herren Poincaré im Januar d. J. einen tüchtigen neuen Präsidenten bekommen, nachdem der bisherige, Herr Fallières, zurücktreten mußte, weil seine Regierungszeit um war. Wegen dem Proporz ist es zum Streit zwischen Kammer und Senat gekommen. Die Kammer hatte denselben mit großer Mehrheit für die Kammerwahlen beschlossen; der Senat wollte aber nichts davon wissen. Der Austrag des Handels ist jedoch vertagt worden, weil sich später das ganze Interesse auf die schon genannte Einführung der dreijährigen Dienstzeit vereinigte. Marokko hat den Franzosen auch Schmerzen bereitet. Es geht ihnen damit fast so wie den Italienern mit Tripolis. Sie haben das Land, und haben es doch nicht. Die wilden Marokkaner machen auch Aufstand über Aufstand. Nicht besser als den Franzosen geht es den Spaniern in ihrem Anteil an Marokko. Sie müssen sich auch immer mit den kriegerischen Eingebornen-Stämmen blutig herumplagen und herumschlagen. Bis wirkliche Ordnung in Marokko herrscht, bedarf es noch der Arbeit von zwanzig Jahren.

In den Vereinigten Staaten wählte das Volk einen neuen Präsidenten für den Herrn Taft, dessen Regierungszeit abgelaufen war, und zwar den Demokraten Wilson, einen Mann gleich hervorragend an Geist und Charakter. Er will die Herrschaft der Geldkönige und ihre Volksausbeutung brechen und auch ein freieres Zollsystem einführen. Ob die Hoffnungen, die unsere Industrien auf das letztere setzen, sich erfüllen werden, ist freilich erst noch abzuwarten.

Es gäbe noch gar viel von diesem ereignisreichen Jahre zu berichten: So über die Ermordung des Griechenkönigs Georg in der vor den Griechen erboberten Hafenstadt Saloniki und über seinen Nachfolger, den König Konstantin, über die Ermordung des türkischen Ministerpräsidenten Scheffet Pascha, über den amerikanischen Milliardär Pierpont Morgan, der in Rom starb und in seinem Testament erklärte, er habe im Leben nur eine starke Stütze gefunden, nicht in seinen 1000 und mehr Millionen Vermögen, sondern im lebendigen Glauben an Christus, den Herrn, wieder vom 300-jährigen Regierungsjubiläum des Hauses Romanow, des jetzigen russischen Kaiserhauses, von Attentaten und Unglücksfällen — aber da ruft der Verleger dem Kalendermann: „Halt,“ und sagt: „Anderer müssen auch noch Platz haben im Kalender und nicht bloß du alter politischer Wettergucker.“

Ein Wort über unser liebes, freies Schweizer Vaterland muß er mir aber doch gestatten. Da hatten wir im Herbst den Besuch des deutschen Kaisers, und gar viele Leser des Appenzeller Kalender werden den hohen Herrn auch gesehen haben. Das Schönste am Besuche war die Rede des Kaisers in Bern, worin er die Existenz einer unabhängigen Schweiz als Werk der Vorsehung feierte. Eine Weile gab es bösen Zank wegen dem Gotthardvertrag. Zwar wurde er von der Bundesversammlung nach heißer Redeschlacht angenommen, aber auch diejenigen, welche ihn annahmen, gelobten sich „einmal und nicht wieder.“ Im Sommer war dann großer Jubel wegen der Eröffnung der Lötschbergbahn und darüber, daß der Baselerländer Bider in einem Zug von Bern über die Jungfrau und den Simplon hinweg in fünf Stunden nach Mailand flog. Noch mehr freut der Kalendermann sich, daß am 1. Januar 1914 die eidgenöss. Krankenversicherung in Kraft tritt und gar große Wohlthat stiften wird. Tretet bei, liebe Leser, gleichviel ob Bauer oder Arbeiter. Im Ganzen sind es gegenwärtig auch bei uns recht schwere Zeiten. Im Frühling starker Frost, der die Obstern ruinierte. Schlechter Geschäftsgang in der Stickerei, in der Baumwollindustrie, der Stroh- und Seidenindustrie. Stillstand im Baugewerbe. Eine starke Geldteuerung und teure Lebensmittel dazu. Aber, liebe Leser, laßt deswegen den Kopf nicht hängen. Denkt daran, daß eure Väter noch viel schwerere Jahre durchzumachen hatten. Und denkt auch daran, daß der Herrgott immer da ist und keinen zu Schanden werden läßt, der auf ihn vertraut. Und jetzt noch ein kräftiger Handschlag. Ein aufrichtiges „G'üt Gott,“ und auf Wiedersehen im nächsten Jahr.